

Kommentare

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **60 (1980)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kommentare

OSTPOLITIK AUS AMERIKANISCHER SICHT

Der sowjetische Einmarsch in Afghanistan hat die Geschäftsgrundlage des von der Entspannungsära geprägten amerikanisch-sowjetischen Verhältnisses, nämlich die westliche Auffassung von der «Zuverlässigkeit», «Berechenbarkeit» und «Vorsichtigkeit» der sowjetischen Führung erschüttert. Zugleich sind sich aber gerade die einflussreichsten Ostexperten, Politiker und Wissenschaftler im Dreieck Boston-Cambridge, Washington und New York zutiefst uneinig über die Motive, Ziele und vor allem Konsequenzen der sowjetischen Politik. Nach Gesprächen, sowohl mit den Spitzenberatern des amerikanischen Präsidenten und seines Aussenministers als auch mit den Kritikern der Carter-Administration, gewinnt der Besucher den Eindruck, der Afghanistan-Schock habe die Spaltung innerhalb des aussenpolitischen Establishments, zumal in einem Wahljahr, ins Unerträgliche gesteigert. Wir wollen hier nur einige ostpolitische Aspekte der inneramerikanischen Diskussion skizzieren, vor allem in bezug auf die differenzierte Behandlung der Sowjetunion einerseits und der kleineren Ostblockstaaten andererseits. Es ist in diesem Zusammenhang nützlich, daran zu erinnern, dass trotz aller bitteren Polemiken die meisten massgeblichen Ostexperten über manche Schlüsselfragen eine ähnliche oder fast identische Ansicht vertreten.

a) Der Coup in Kabul unterscheidet

sich qualitativ von allen früheren sowjetischen Interventionen. Der heute 88jährige Altmeister der amerikanischen Ostpolitik und Berater von sechs US-Präsidenten, W. Averell Harriman, betrachtet den Einmarsch in Afghanistan als einen «ausserordentlich gefährlichen Präzedenzfall». Als Sonderbotschafter Präsident Trumans besuchte Harriman 1951 am Höhepunkt der sowjetisch-jugoslawischen Spannungen Marschall Tito und fragte ihn: «Was geschieht, wenn die Rote Armee angreift? Ziehen Sie sich in die Berge zurück?» Tito beruhigte den Gast: «Wir werden bereits auf der Ebene kämpfen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass Stalin die Rote Armee nie ausserhalb des Ostblocks einsetzen würde.» Harriman meint heute, Tito habe recht gehabt, und gerade deshalb sei die Invasion eines blockfreien, wenn auch von einem prosowjetischen Regime beherrschten Nachbarlandes eine «ganz neue Politik». Diese schafft eine sehr gefährliche Situation; wenn man so etwas einmal tut, könnte dieses Vorgehen wiederholt werden. Die gleiche Meinung vertreten auch solche Gegenpole wie Helmut Sonnenfeldt, ehemals Chefberater Kissingers und derzeit Gastforscher bei der berühmten Brookings-Institution, und der als «Entspannungsenthusiast» geltende Harvard-Professor Stanley Hoffmann.

b) Auch besteht eine weitgehende Übereinstimmung bezüglich der Not-

wendigkeit einer festen und für alle sichtbar starken westlichen Reaktion. Nichts wäre gefährlicher, als der Eindruck in Moskau, man könnte sich straflos praktisch alles erlauben.

c) Unabhängig von den Spekulationen über die komplexen Motive und Absichten der Sowjetführer glauben die offiziellen und privaten Gesprächspartner, dass es in Moskau in der Vorbereitungsphase der Invasion und auch während des Krisenmanagements zu mehreren Fehlkalkulationen gekommen ist. Diese betrafen nicht nur den Widerstand der Afghanen und die Schwäche der als Regierung eingesetzten Agenten, sondern auch die Reaktion in der islamischen Welt und im Westen.

d) Nichtsdestoweniger gibt es laut den bestinformierten Sowjetologen im siebten Stock des Aussenministeriums und beim Nationalen Sicherheitsrat im Weissen Haus keine Anhaltspunkte dafür, dass die sowjetische Führung den Beschluss, Afghanistan zu besetzen, gegen den Widerstand einer Minderheit im Politbüro, geschweige denn gegen den Willen Breschnews gefasst hätte. Der Einfluss des Militärs wog laut dieser Auffassung sicherlich viel, doch könne keine Rede von einem ultimativen Druck der Armeeführung sein. Entgegen den Spekulationen mancher westlicher Blätter glaubt der karenzierte Direktor des sowjetischen Forschungsinstitutes an der New Yorker Columbia-Universität, Marshall Shulman, dass die grundsätzlichen Beschlüsse bezüglich der sowjetischen aussenpolitischen Strategie und Taktik nach wie vor von Parteichef Breschnew, der sich auf seine engsten Berater Alexandrow und Blatow stützt, den beiden einflussreichsten SZ-Sekretären

Suslow und Kirilenko sowie von Aussenminister Gromyko bestimmt werden.

«*Neue Aera*»

Was die Einschätzung der Konsequenzen der sowjetischen Politik, die westliche Antwort, so vor allem die Wirksamkeit der Sanktionen und Drohungen als politisches Mittel gegenüber der Sowjetunion, die Auswirkungen der Krise auf Moskaus osteuropäische Vasallen und auf den Westen (politisch, wirtschaftlich, militärisch, psychologisch usw.) betrifft, gehen die Fronten quer durch die Universitäten, Zeitungsredaktionen und parteipolitischen Lager. Hier sind die «Falken», die sich aber als Pragmatiker bezeichnen, im Aufwind. Die Invasion Afghanistans wird als schlagender Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansichten hingestellt.

In der «*Commentary*» argumentiert ihr Chefredakteur, der in der Vergangenheit vor allem als hervorragender Literaturkritiker bekannt gewordene Norman Podhoretz, dass mit der Besetzung der amerikanischen Botschaft und der Geiselnahme in Teheran eine Aera der amerikanischen Geschichte zu Ende ging und weniger als zwei Monate später, als die Sowjets in Afghanistan einmarschierten, eine neue Aera begann, die man möglicherweise als die der «*Finnlandisierung von Amerika*» bezeichnen wird. Podhoretz, einst ein wortgewaltiger Linker, gehört dem einflussreichen «*Komitee über die derzeitige Gefahr*» an. Diese vom ehemaligen Staatssekretär Rostow und dem früheren Vizeverteidigungsminister und SALT-Unterhändler Paul Nitze geführte Organisation, warnt seit Jah-

ren, keineswegs also nur seit Afghanistan, vor dem immer stärker zutage tretenden Ungleichgewicht des Ost-West-Kräfteverhältnisses, vor der Ansammlung sowjetischer militärischer Macht und der Versuchung in Moskau, die vielfältigen Schwächen des Westens notfalls durch gewaltsame Abenteuer auszunützen. In seinem brillant geschriebenen, wenn auch freilich umstrittenen Artikel befürwortet Podhoretz eine Rückkehr zur Eindämmungspolitik in der Art wie sie 1947 von George Kennan, damals Direktor des politischen Planungsstabes im Aussenministerium, in seinem berühmten und nur mit «Mr Y» gezeichneten Aufsatz in «Foreign Affairs» vorgeschlagen hatte. Die Sowjetunion betreibe eine langfristige Strategie zum Sturz der westlichen Systeme, und dieses Ziel könne nur durch eine ebenso entschlossene westliche Gegenstrategie, keineswegs bloss militärischer Art, vereitelt werden. Laut Podhoretz gelten diese Thesen auch heute noch, wogegen Kennan selbst bereits vor drei Jahren seine früheren Ansichten völlig revidiert und gerade in der Afghanistanfrage eine sehr konziliante Haltung gegenüber Moskau eingenommen hat. Kurz, welcher Kennan hat recht, der von 1947 oder jener von 1977–1980, der Ideologe der antisowjetischen Eindämmungspolitik, oder der pazifistisch Apostel einer «Halbisolation»?

Podhoretz und die anderen Verfechter eines harten Kurses werfen sogar die Frage auf, ob es nicht bereits *zu spät* sei. Seit Jahren hatten die Mitglieder des Komitees und auch einer anderen ähnlichen Gruppe der «Koalition für eine demokratische Mehrheit» gewarnt, dass die wachsende militärische Übermacht der Sowjets und die

Vernachlässigung der amerikanischen Verteidigungskapazität dem Kreml ein «Fenster der Gelegenheit» verschaffe, das heisst, eine Möglichkeit, machtpolitische Operationen zu unternehmen, bevor die mobilen Interkontinentalraketen (MX) und andere neue Waffen in Dienst gestellt werden, bevor eine Eingreifreserve für überseeische Einsätze aufgestellt ist und ehe die neuen Raketen in Europa errichtet werden können.

Mit ätzender Ironie weist der Harvard-Professor und prominente Russlandhistoriker, Richard Pipes, darauf hin, die Amerikaner gäben jährlich drei Milliarden Dollar für Rock, Pop und andere ähnliche Platten aus, fast genausoviel, was die Errichtung des mobilen Interkontinentalraketen-systems jährlich kosten würde... Die Stichhaltigkeit solcher Vergleiche wie auch der Warnungen von Podhoretz werden von jenen Liberalen und linken Kritikern der Administration bestritten, die Kissinger an allem Schuld geben und auch heute zur Vorsicht raten und davor warnen, die Sowjetunion «öffentlich bestrafen» und in eine Ecke drängen zu wollen. Diese Ansicht vertreten noch immer die massgeblichen Leitartikler und, kaum überraschend, jene Experten, die die Entspannungspolitik mitgeprägt haben. Allerdings finden die Kritiker von «links» und von «rechts» eine Gemeinsamkeit in der Anprangerung des schwankenden und widerspruchsvollen Kurses der Carter-Administration in den Jahren 1977 bis 1979.

Dynamik des Wettrüstens

Ein Hauch von Resignation und Pessimismus überschattete unser Ge-

sprach mit Marshall Shulman, der nicht zu Unrecht als ein Motor der Verständigung mit der Sowjetunion in der Carter-Administration galt. Shulman verlässt nach den Präsidentschaftswahlen das Aussenministerium und kehrt wieder an die Columbia-Universität zurück. Er sieht die grössten Gefahren darin, dass die Dynamik des atomaren Wettrüstens in den nächsten fünf bis acht Jahren einen neuen Auftrieb mit unvorhersehbaren Konsequenzen bekommen könnte. Wie Kissinger und Sonnenfeldt glaubt auch Shulman nicht, dass die Sowjets einen Plan für die schrittweise Eroberung der Welt hätten. Eher ist er über die langfristigen Folgen, so vor allem die unberechenbaren Gefahren nach weiteren sowjetischen Einmischungen oder Wühlarbeit im Iran und Pakistan besorgt. Man hat den Eindruck, dass jeder sowjetische Versuch, die Golfregion zu besetzen und dem Westen und Japan die Ölzufuhr abzuschneiden, in Washington als eine Kriegshandlung beantwortet werden würde.

Wir geraten auf schwierigeres Gelände, wenn wir unsere Gesprächspartner über die Politik gegenüber Osteuropa befragen. «Moskau will den Westen spalten, das heisst, uns von unseren westeuropäischen Verbündeten, vor allem der Bundesrepublik und Frankreich, isolieren», sagte uns ein anderer hoher Beamter des Aussenministeriums. «Es ist deshalb nur recht und billig, wenn wir die gleiche Methode der differenzierten Politik gegenüber den einzelnen osteuropäischen Verbündeten Moskaus anwenden». Worin besteht nun diese differenzierte Politik? Das Getreideembargo, die Verschärfung der Exportkontrollen und der Begrenzung

der Kredite sowie andere Massnahmen betreffen nur die Sowjetunion allein. Die Export- und Kreditpolitik gegenüber den anderen Ostblockstaaten ist bisher unverändert geblieben. Wenn man bedenkt, dass der amerikanische Aussenhandel mit dem gesamten Ostblock von 520 Millionen Dollar im Jahre 1970 auf über fünf Milliarden Ende des Jahrzehnts stieg, und dass mehr als die Hälfte allein auf den Handel mit der Sowjetunion entfällt, liegen die Folgen auf der Hand. Man darf freilich die oft übersehene Tatsache in Erinnerung rufen, dass der US-Handel mit den Nato-Staaten bereits 1977 zwanzigmal grösser war als der Osthandel. Vor allem Polen, Rumänien und Ungarn gehören zu jenen Ostblockstaaten, die von einer Erweiterung der Handels- und Kreditbeschränkungen stark (viel stärker als die Sowjetunion) betroffen werden würden.

Spielraum der Oststaaten

Wenn auch die sowjetischen Interessen im Zweifelsfall immer im Vordergrund stehen und deshalb der Spielraum der einzelnen Oststaaten bescheiden bleibt, betonen die Washingtoner Ostexperten, dass nicht nur die oben erwähnten Staaten, sondern sogar die DDR und zuweilen Bulgarien hin und wieder eigene Interessen erkennen lassen. «In Polen ist eine Explosion jederzeit möglich», bemerkte ein Beamter des Nationalen Sicherheitsrates. «Wir helfen niemandem, auch uns selber nicht, wenn wir nun auch die Polen für Afghanistan bestrafen wollen», meint man in Washington.

Die gleichen Argumente hört man bezüglich Ungarn. Man bedauert, dass offensichtlich nach einem Wink aus Moskau die Ungarn den Besuch einer Parlamentarierdelegation nach Washington und dem des Aussenministers nach Bonn auf unbestimmte Zeit verschieben mussten. Mit der Tschechoslowakei wollte man vor der Invasion Afghanistans endlich die Übergabe des am Ende des Zweiten Weltkrieges in amerikanische Hände gefallen tschechoslowakischen Goldes in die Wege leiten, als dann die Prager Machthaber brutal gegen die Bürgerrechtskämpfer voringen, neue Prozesse inszenierten und die Chance einer Öffnung gegenüber Washington wieder einmal verspielen liessen.

Anders liegen die Dinge mit Rumänien. Die Amerikaner wollen mit allen nur möglichen Mitteln die Unabhängigkeit, Souveränität und auch die Wirtschaftskraft des eigenwilligen Warschauer Pakt-Mitgliedstaates stärken. Hier verursacht die Menschenrechtspolitik Schwierigkeiten. Nicht nur die jüdischen Organisationen, sondern auch die Vertreter von ungarischen Gruppen hatten dem Vernehmen nach die amerikanische Regierung in der Handhabung der Meistbegünstigungsklausel für rumänische Exporte bestärkt. Während nämlich die Rumänen eine unbefristete Anwendung der Meistbegünstigung fordern, beharrt man in Washington und vor allem beim amerikanischen Kongress auf die jährliche Überprüfung des rumänischen Anliegens. Das Klima zwischen Bukarest und Washington wird auch durch die Serie von Absprüngen aus den Reihen von rumänischen Diplomaten und Sicherheitsbeamten getrübt. Erst kürzlich meldete sich ein

dritter Sekretär der rumänischen Botschaft in einer Kaserne in der Nähe von Washington und ersuchte samt seiner völlig überraschten Frau um politisches Asyl. «Präsident Ceausescu ist dann bitterböse und glaubt, wir hätten den Mann wie auch die anderen vor ihm zum Absprung ermuntert. Das ist natürlich Unsinn, vor allem deshalb, weil diese Rumänen uns überhaupt nichts Wichtiges verraten können», seufzte ein für Ostfragen zuständiger Abteilungsleiter im Aussenministerium.

Wie nicht anders zu erwarten, stand Jugoslawien zum Zeitpunkt unseres Besuches im Mittelpunkt der Überlegungen der amerikanischen Ostexperten. Im allgemeinen herrscht die Auffassung vor, die Sowjets würden jederzeit und in der absehbaren Zukunft kaum etwas gegen Jugoslawien unternehmen. «Dass sie im trüben Wasser der innerjugoslawischen Gegensätze fischen, zusätzliche Probleme heraufbeschwören und diese ausnützen wollen, ist selbstverständlich», sagte uns ein Experte des Nationalen Sicherheitsrates. Er dementierte die hier und dort zirkulierenden Gerüchte über bereits angelaufene massive Lieferungen von hochwertigen amerikanischen elektronischen Ausrüstungen für Panzer- und Flugzeugabwehrsysteme. Nicht zuletzt deshalb sei es schwierig, mit den Jugoslawen über solche heikle Probleme zu verhandeln, weil die massgeblichen Militärs in Belgrad bei jeder unerwarteten Preissteigerung eine finstere imperialistische Verschwörung wittern und nur schwer die Auswirkungen der Inflation auch in diesem Bereich begreifen können, heisst es in Washington. Unabhängig von der unterschiedlichen Einschät-

zung der Kampfkraft der jugoslawischen Armee und der Volksmiliz, glauben auch die Skeptiker, dass die Sowjets mindestens 25, nach anderen Schätzungen sogar 35 bis 40 Divisionen brauchen würden, um Jugoslawien besetzen und kontrollieren zu können.

Die Spekulationen über weitreichende Absprachen oder zumindest Geheimkontakte zwischen Bonn und Ostberlin hört man zwar oft, doch werden diese nicht überall ernst genommen. Ebenso offensichtlich ist aber das tiefverwurzelte Misstrauen gegenüber Männern wie etwa Egon Bahr und sogar Willy Brandt. «Sie scheinen auf die Sowjetunion aus welchem Grund immer, mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die eminenten Interessen der Bundesrepublik. Die deutsche Frage, geschweige denn Berlin, kann nicht aus dem Zusammenhang der sowjetischen Strategie herausgelöst werden», meinte ein Gesprächspartner in Boston.

Gerade die bestinformierten Beobachter weisen aber auch auf die innere Schwäche und Ängste der Sowjetunion hin. Nicht zuletzt die Angst vor verstärkten «subversiven (sprich westlichen) Einflüssen» auf islamische Bevölkerungsschichten wird von manchen Beobachtern als eine zusätzliche Schwäche der Sowjets betrachtet. Deshalb werden auch die Sendungen für diese Bevölkerungsteile durch den Münchner Sender Radio Liberty (zusammen mit Radio Freies Europa kostet er jährlich 100 Millionen Dollar) in der Zukunft noch mehr ausgebaut.

In einem Wahljahr ist es müssig, über die langfristigen ostpolitischen Optionen der amerikanischen Regierung zu spekulieren. Sollte der wahr-

scheinliche republikanische Kandidat Ronald Reagan im November zum Präsidenten gewählt werden, so würden die meisten führenden Ostexperten der Regierung mit Sicherheit ihren Posten räumen. Auch bei einer Wiederwahl Präsident Carters wird sein neuer Aussenminister Muskie mit neuen Ostberatern amtieren müssen. In diesem Fall bliebe allerdings die Zusammensetzung des Stabs des Nationalen Sicherheitsrates, zumindest was seinen Leiter, Zbigniew Brzezinski, und die für Osteuropa zuständigen Beamten betrifft, wahrscheinlich unverändert.

Es geht aber nicht so sehr um Personen als um eine Linie. Die Sehnsucht nach anderer Führung äussert sich in der oft zitierten Maxime von Theodore Roosevelt: «Sprich leise und trage einen grossen Stock.» Nicht nur in Moskau und in Westeuropa, sondern auch in Washington selbst weiss derzeit niemand, ob und wie weit ein gewandelter Carter oder ein neugewählter Reagan, oder wer auch immer im Weissen Haus, die einfachen Ratschläge von Teddy Roosevelt in die komplexe Wirklichkeit der achtziger Jahre umsetzen kann oder will. Nach diesen Gesprächen, Beobachtungen und Diskussionen in der Washingtoner Szene steht jedenfalls fest, dass der Vorwurf der «Unberechenbarkeit» und der «Unzuverlässigkeit» auch an die Adresse der westlichen Supermacht gerichtet werden kann. Die häufig gestellte Frage: «Wohin steuert die Sowjetunion?» muss nämlich mit der Frage ergänzt werden: Wohin geht in diesem Wahljahr und nachher Amerika?

Paul Lendvai

THEATER UND LEBEN

Aus Anlass von Werner Mittenzweis Buch über das Schauspielhaus 1933–1945

Die beste Chance zur Wiederbegegnung mit Schiller – so zu entnehmen einer missvergnügten Bilanz der Schiller-Tage in Mannheim 1980 – bestehe heute offenbar nur noch darin, Schiller einmal wieder zu lesen. Auf dem Theater jedoch begegne man ihm nicht, und wo man ihn spiele, zerbreche man sich vorwiegend den Kopf darüber, wie man es auf eine noch nie dagewesene Weise tun könnte. Zu fragen wäre natürlich, was da unter Wiederbegegnung verstanden wird: Bewunderung eines klassischen Kunstwerks oder eine Erfahrung, die mit dem eigenen Leben, den eigenen Ängsten und Hoffnungen zu tun hat? Was sich vermutlich in Mannheim einmal mehr gezeigt hat, ist die Ratlosigkeit der am Treffen beteiligten Theater über ihre Funktion. Sie machen mit Schiller aus Verlegenheit Experimente. Anders als in den berühmten Fällen, in denen durch das Spiel auf der Bühne ausserordentliche Wirkungen erzielt wurden, anders als Aristophanes, der sein Publikum mit gezielten Spässen in die Zange nahm, anders als Molière und seine Truppe, die sehr genau wussten, was sie unter dem Vorwand des ehrwürdigen Bühnenstoffs vom «*Don Juan*» attackierten, anders auch als das Zürcher Schauspielhaus während des Krieges sind die Theater heute ohne Kompass auf der Suche nach dem Erfolg. Es gibt selbstverständlich die «politisch» engagierten Truppen (wie wenn Theater nicht an und für sich schon politisch wäre!) und

das sogenannte politische Theater, die jedoch beide auf das Missverständnis bauen, es komme nur darauf an, kompromisslos Stellung zu beziehen. Die Erfahrung zeigt aber, dass die Parteilichkeit des Theaters niemand zu überzeugen vermag, der nicht ohnehin schon der gleichen Meinung ist wie die Theatermacher. Statt der im voraus entschiedenen Sache müsste wohl eher das Problem in seiner den Zuschauer betreffenden Schärfe dargestellt werden. Wenn Produktionen, die im gegenwärtig gebräuchlichen Sinne «politisch» sind, auch bei politischen Gegnern im Publikum Wirkung erzielen und etwas in Bewegung setzen, so kann man sicher sein, dass es aus Gründen geschieht, die über die blosser Stellungnahme der Produktionsgruppe hinausgehen. Es muss da einen Bereich geben, in welchem ideologische Gegensätze nicht mehr an erster Stelle stehen, möglicherweise gar sich aufheben. Dieser Bereich ist vermutlich dort zu suchen, wo Theater als Kunst Prozesse des Denkens und Handelns anschaulich macht; wo es Widerspruch anmeldet, aber auch Widerspruch erfährt. Vorgänge, Schicksale und Entscheidungen, die den Zuschauer betreffen, kommen da auf der Bühne öffentlich zur Verhandlung. Das kann in einem Zeitstück ebenso wie im Werk eines Klassikers geschehen, auch in einem Drama von Friedrich Schiller. Die Funktion des Theaters ist die Vergegenwärtigung unbewältigter Ängste im Spiel, ist spieleri-

scher Ausdruck dessen, was viele bedrückt, bewegt, beunruhigt. Es ist vollkommen legitim, auch den Klassiker daraufhin zu befragen; aber die Voraussetzung dafür ist nicht seine Zurichtung und Bearbeitung, sondern die Kenntnis der Lage, vor allem auch die Kenntnis des Publikums und seiner Situation. Man begegnet heute namentlich unter jüngeren Theaterleuten, zum Beispiel eben bei «politisch engagierten» Truppen, einer unverständlichen Scheu davor, Anregungen aus dem Publikum anzunehmen und sich mit dem auseinanderzusetzen, was aus dem Parkett an Wünschen und Forderungen an die Bühne herangetragen wird. Sie haben offensichtlich Angst, das verwässere oder verfälsche ihre Linie. Meiner Meinung nach müssten sie die Vorschläge sowohl wie die Fragen, die aus dem Publikum kommen, ganz ernst nehmen, als Indikatoren eben der Lage, auf die das Theater mit seiner Arbeit reagiert. Es gibt ausserdem Schlagworte, die auf ihren Gehalt zu überprüfen wären: Resignation, Welterschmerz, die Angst vor einer immer bedrohlicher verengten Zukunft. Die Bühnenstücke bedeutender Dramatiker der Gegenwart zeigen an, was weniger sensible Zeitgenossen vielleicht nur undeutlich sehen. Das Theater macht es anschaulich und stellt es zur Diskussion, im Werk etwa von Edward Bond, auch im dramatischen Schaffen von Botho Strauss. Die Verdeutlichung und die Verarbeitung dessen, was dabei sichtbar wird, ist sicher eine wichtige Aufgabe des Theaters. Und der vielfach geforderte Pluralismus des Spielplans, der Klassiker und bewährte Werke des Repertoires, «politische» Stücke und Komödien ent-

halten müsse, dürfte die Theaterleiter niemals daran hindern, die verschiedenen Teile des Programms im genauen Hinblick auf das zu wählen, was die Lage verlangt. Schlecht jedenfalls sind alle Konzessionen an das nur Modische und alle Versuche, mit ausgefallenen Inszenierungsideen die Kompasslosigkeit zu vertuschen. Dass nämlich, wer vieles bringt, manchem etwas bringen wird, ist zwar eine bewährte Wahrheit, aber keineswegs eine Ausrede dafür, in dem Vielen nicht jederzeit das Richtige und Notwendige anzustreben: lebendiges Theater mit genauem Bezug zum Zuschauer und seiner Lage. Oskar Wälterlin schrieb seinerzeit über das Verhältnis des Schauspielhauses zu seinem Publikum in Hinsicht auf das, was gespielt werden sollte: «*Vielleicht hatten wir mit dem Repertoire den Auftrag aus dem Publikum herausgelockt, Tatsache ist, dass es den Auftrag gab. Und wir hatten ihn zu erfüllen.*»

*

Es kann von Nutzen sein, die Gründe für die nachweisbar tiefe und nachhaltige Wirkung des Schauspielhauses von der Machtergreifung Hitlers in Deutschland bis zum Ende des Krieges einmal wieder neu zu überdenken. Dazu bietet sich eben jetzt eine ausgezeichnete Gelegenheit anhand des Buches «*Das Zürcher Schauspielhaus 1933–1945*», das Werner Mittenzwei geschrieben und im Ostberliner Henschelverlag veröffentlicht hat. Nach Curt Riess, der den «Roman eines Theaters» schrieb, nach Günther Schoop, der mehr dokumentarisch vorgeht, nach den zahlreichen Erinnerungsschriften und Reden der unmit-

telbar Beteiligten wie Ginsberg, Hirschfeld, Wälterlin und Lindtberg, ist Mittenzweis Buch eine wertvolle Ergänzung und vielleicht auch eine notwendige Korrektur. Hier nämlich geht es nicht darum, Grösse und Ruhm einer zwölf Jahre dauernden Theater-Ära zu feiern, sondern ihre Wirkungen zu analysieren und zu erklären. Mittenzwei wollte Grundzüge und Haltungen des Spielplans, besondere Merkmale der Theaterarbeit und des Inszenierungsstils während der dargestellten Epoche erforschen. Ehemalige Mitglieder des Ensembles, die nach dem Krieg nach Ostberlin gegangen sind, so Wolfgang Heinz, Mathilde Danegger und Robert Trösch, haben dem Verfasser der Untersuchung mündlich zu bestimmten Fragen Auskunft gegeben. Ihre Erinnerungen sind in Mittenzweis Darstellung einbezogen. Viele Auskünfte stammen ausserdem von Wolfgang Langhoff.

Das Buch ist übersichtlich gegliedert, beginnt mit einer Betrachtung über Theater im Exil und über die Schweiz als Exilland, wobei sich der Verfasser auch auf eine eigene, gross-angelegte Arbeit über *«Exil in der Schweiz»* (Reclam, Leipzig 1978) stützen kann. Das Schauspielhaus als Sammelpunkt deutscher Antifaschisten wird zunächst unter der Direktion von Ferdinand Rieser in seinen Aktivitäten dargestellt. Mittenzwei beschreibt die *«operative Ästhetik des Widerstandes»*. Dann würdigt er das Programm und die Leistung von Oskar Wälterlin, untersucht die Rolle der Exilautoren im Spielplan und stellt ein zwiespältiges Interesse der Zürcher an der Moderne fest: im Mittelpunkt des Spielplans steht die deutsche Klassik. Haltung, Stil und Methode des Schau-

spielhauses werden an beispielhaften Inszenierungen näher erläutert.

Eins freilich ist der um eine gerechte Beurteilung bemühten Darstellung eigen: sie wertet den Beitrag der Marxisten im Ensemble höher als den der *«bürgerlichen Antifaschisten»*. Das hat Tradition und läuft auf die etwas simple Gleichung hinaus, wer antifaschistisch sei, der müsse notwendig eben Marxist sein, und wer antikommunistisch sei oder doch keinerlei Hoffnung in die Lehren von Marx und Lenin setze, der müsse notwendigerweise ein falsches Bewusstsein haben. Zwar wird auch von Mittenzwei eingeräumt, dass es Menschen gebe, die auf der richtigen Seite kämpfen, ohne allerdings die richtige Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu haben. Er steht mit diesen Ansichten ja auch nicht allein, sondern beachtet Axiome, die von einem Marxisten nicht hinterfragt werden dürfen. Als Joseph Roth im Jahre 1933 im *«Prager Mittag»* erklärte, er verzichte sofort darauf, im *«Dritten Reich»* mit seinen Werken vertreten zu sein, kommentierte schon damals ein approbiertes Parteimitglied diese unmissverständliche, mutige und für den Schriftsteller folgenreiche Absage an das Nazi-regime auf die schnödeste Weise und schrieb, Roth könne *«darum nicht etwa zu den Antifaschisten gezählt werden»*. Der Grund: in seiner Erklärung bekannte er sich als österreichischer Monarchist und Konservativer. Das sei ein Ausweichen, keine Kampf-ansage, wurde ihm entgegengehalten. Ganz als ob man nicht gegen Hitler und seine Anhänger hätte sein können, ohne deswegen einer Doktrin anzuhängen, bei deren Durchsetzung menschenverachtende Methoden schon da-

mals erkennbar waren. Es besteht ja wohl kein Zweifel, dass Joseph Roth einer der kompromisslosesten unter den Exilschriftstellern war, ein Mann, der viel genauer als mancher andere, die Marxisten eingeschlossen, die wahre Gefahr erkannt hat und wusste, wogegen und wofür er kämpfte.

Der kleine Exkurs war nötig, damit man Mittenzweis Einschätzung der Ära Rieser gegenüber der Ära Wälterlin versteht. Zu den ersten Emigranten, die in Zürich Asyl fanden und die Kerntruppe des Schauspielhauses bilden sollten, gehörten Mitglieder der KPD, die verfolgt worden waren. Langhoff, Otto, Heinz, Parker, Stöhr und Paryla, zu denen sich Mathilde Danegger und Robert Trösch, Leonhard Steckel und Therese Giehse gesellten, hatten sowohl die persönliche Erfahrung der Opfer als auch die politische Linie, die sie einte. Ihnen schreibt Mittenzwei das Verdienst zu, der Pfauenbühne klares politisches Profil gegeben zu haben, und die theatergeschichtliche Leistung Ferdinand Riesers war es in dieser Sicht, die Schauspieler und Regisseure gewähren zu lassen. Ginsberg und Horwitz werden in dem Buch als *«linkskatholisch orientierte Schauspieler, die Hitler hassten»*, zwar gelobt, weil auch sie das politische Profil der Bühne prägten. Aber die Kerntruppe war es, die den Spielplan massgebend bestimmte.

Mittenzwei spricht es aus: unter Rieser sei möglich geworden, *«was Ausdruck einer richtig verstandenen Volksfrontpolitik war»*. Der Begriff ist in diesem Zusammenhang nicht unproblematisch. Der Abschnitt über das, was der Verfasser die *«operative Ästhetik des Widerstands»* nennt, schliesst mit dem Abschnitt: *«Man*

ging nicht mehr in dieses Haus, nur um sich zu unterhalten. Denn man wusste, auf dieser Bühne standen Künstler, die den Bruch mit dem faschistischen Deutschland gewagt hatten. Ihre Art Kunst zu machen interessierte selbst den unpolitischen Schweizer Bürger; ungeteilte Sympathie fand das Ensemble jedoch bei den fortschrittlichen, humanistischen Menschen des Bürgertums und der Arbeiterklasse.»

Auch hier stehen Begriffe, die taktisch gebraucht sind. Oskar Wälterlin, der den erfolgreichen und vom gleichen Ensemble getragenen Versuch unternahm, die erkennbare Neigung zum Plakativen und zur Polarisation zu ersetzen durch ein Theater der Sammlung aller Kräfte gegen die Bedrohung, bekommt aus marxistischer Sicht schlechtere Noten. Denn die Suche nach dem, was das Publikum im Sinne der Verteidigung des Menschen verband, ist umfassender als die blossе Durchgangsstufe *«Volksfront»*. Es kommt zu schulmeisterlichen Anmerkungen in diesem Zusammenhang. Wälterlin habe, so Mittenzwei, ganz einfach nicht gemerkt, dass es der Klassenantagonismus sei, der die Zusammengehörigkeit der Menschen hemme und hindere. Der Autor spricht gar von der gesellschaftlichen Hilflosigkeit Wälterlins. Und natürlich bekommt auch die Zürcher Theaterkritik ihre Lektion. Sie sei eigentlich nie so recht in der Lage gewesen, die wahren Zusammenhänge der *«operativen Ästhetik des Widerstands»* zu erkennen. Zwar habe sie allezeit die Kunst eines Wolfgang Langhoff gebührend gewürdigt, *«aber die Kritiken sind nicht von der Art, dass sie Langhoffs Leistung exakt und genau beschreiben. Gerade die neuen Seiten,*

die neuen Töne, die er seinem Talent in Zürich abgewann, blieben der Kritik weitgehend verborgen, weil sie politisch zu wenig begriff, was in diesem Schauspieler vor sich ging». Dergleichen Zurechtweisungen dürften üblich sein im «*Roten Kloster*», dem Seminar für angehende Journalisten und Kritiker in Leipzig. Brigitte Klump hat sie beschrieben. In Zürich wird man sie als das nehmen, was sie sind: Pflichtübungen.

Was an diesem Buch fasziniert, ist die Detailkenntnis. Da erfährt man davon, dass Steckel, Lindtberg, Heinz, Langhoff, Paryla, Parker, die Giehse und Hirschfeld so etwas wie eine heimliche Dramaturgie bildeten. Sie steckten die Köpfe zusammen und heckten aus, was man spielen wollte. Hirschfelds Aufgabe war es dann, die Vorschläge dem Direktor Rieser mundgerecht zu machen. Bruckners «*Rassen*» und Wolfs «*Professor Mannheim*» werden kritisch untersucht. Eindeutig wird festgestellt, dass das Pfautheater ein Theater der Schauspieler, nicht der Regisseure gewesen sei. Wälterlins hohes Ansehen wird dann doch gewürdigt: «*Er wirkte ausgleichend, ohne opportunistisch oder auch nur diplomatisch zu wirken. Das traf nicht nur auf seine Arbeit innerhalb des Theaters, sondern mehr noch auf seine Politik im Schweizer Geistesleben zu.*» Das ist eine exakte Beobachtung, die zeigt, dass Mittenzwei sich um Gerechtigkeit auch da bemüht, wo er aus ideologischen Gründen seine Vorbehalte hat. Seine Darstellung zeigt den Weg eines Theaters, das seine Funktion zur rechten Zeit und auf eine überzeugende, Wirkung erzielende Weise wahrgenommen hat. Dass die Vertreibung aus Deutsch-

land der äussere Grund dafür war, dass sich in Zürich ein Ensemble hervorragender Darsteller zusammenfand, ist nur die Voraussetzung dafür. Theater als Widerstand, Theater als Verteidigung des Menschen und damit als Rückenstärkung für das Publikum, als Ausdruck verschworener Gemeinschaft: das ist die Lehre, die auch aus Mittenzweis Studie zu ziehen ist.

*

Wir wollen nicht beklagen, dass die äusseren Voraussetzungen und Bedingungen nicht mehr bestehen, die dieses Theater ermöglicht haben. Auch heute noch wird antifaschistisches Theater gemacht. Aber die Zeiten haben sich geändert, und vielleicht wäre es nötig, auch den anderen Gefahren, die dem Menschen drohen, mutig zu begegnen. Widerstand gegen alles, was heute die Freiheit und die Menschenwürde bedroht, was die Entfaltung des freien Geistes beeinträchtigt, braucht nach wie vor die Rückenstärkung durch das Spiel auf der Bühne, das Beispiele bereithält. Widerstand gegen die Vorurteile, Widerstand gegen die Gleichmacherei (auch und besonders die Gleichmacherei im Theaterbetrieb), gegen Misstrauen denen gegenüber, die selbständig denken, sind aktuelle Aufgaben eines Theaters. Eine Bühne, die sich danach ausrichtet, hat etwas zu verteidigen. Sie hat eine Linie. Über Theater und Gegenwart hat Emil Staiger anlässlich des Festaktes zum zwanzigjährigen Bestehen der Neuen Schauspiel AG 1958 gesprochen und dabei festgestellt, der Nimbus der Gefahrenjahre sei nach dem Kriegsende rasch erloschen. «*Man richtete nicht mehr den Tyran-*

nen, wenn man Marquis Posa Beifall klatschte, und fasste keinen Entschluss mehr, wenn man Egmont unerschütterlich seinen Weg gehen sah. Man schaute sich nur ein Kunstwerk an, und die wenigsten wussten noch eine Antwort auf die Frage, was dergleichen mit unserem Leben zu schaffen habe.»

Dass wir es aufs neue lernen und wissen, müsste möglich sein. Es hätte Einfluss auf den Spielplan, Einfluss auch auf Haltung, Stil und Methode der Theaterarbeit. Die Zeitstücke wären dann nicht einfach Neuheiten, sondern im Hinblick auf die Fragen gewählt, die wir an sie richten. Die Pflege der Klassiker auf dem Theater wäre dann kein museales Geschäft, sondern eine der Möglichkeiten, kritisch zu prüfen, was an Verführungen und Parolen pausenlos auf uns eindringt. Theater dürfte nicht zulassen, dass das humanistische Gewissen einschläft.

*

Neben der grossen Bühne und neben dem Werkraumtheater im Keller betreibt das Schauspielhaus Zürich in der Roten Fabrik eine Einrichtung, die man sich der Bezeichnung wegen gern als eine Stätte der Theaterforschung durch Spielversuche denkt. «Das Labor», wie sich dieses Experimentiertheater nennt, wäre an sich hervorragend dafür geeignet, Probleme der aktuellen Theatersituation zu studieren, dem Phänomen der Beziehung zwischen Theater und Publikum in gewandelter Zeit nachzugehen und vor allem Produktionsweisen daraufhin anzulegen, den Zusammenhang zwischen Theater und Leben, Spiel und Wirklichkeit sichtbar zu machen. Aber

was in der Roten Fabrik bislang zu sehen war – wenig genug! – deutet auf eine womöglich noch grössere Ratlosigkeit, als sie im gewöhnlichen Theaterbetrieb spürbar ist. Da spricht man zwar vom «Projekt I» und vom «Projekt II», wobei das eine darin bestand, «noch weitgehend unbekannte Arbeitsweisen auszuprobieren», das andere darin, Handkes Stück ohne Worte «Das Mündel will Vormund sein» auch in Zürich zu inszenieren, nachdem es andernorts vorher schon in mancherlei Interpretationsvarianten realisiert worden war. Das «Projekt III» nennt sich «*Ein Fräulein*» und basiert auf Motiven von August Strindberg, nämlich auf dem Trauerspiel «Fräulein Julie». Die Stückwahl ist wenig originell: kleine Bühnen, Kellertheater und kleine Ensembles halten sich oft an den Einakter, in welchem der Kampf der Geschlechter durch die soziale Kluft zwischen dem Diener und der Tochter seines Herrn gesteigert ist. Was demnach vom «Labor» zu vermieden ist, unterscheidet sich überhaupt nicht von dem, was landauf landab in den Zimmertheatern und kleinen Kollektiven geboten wird, dort freilich oft mit mehr Engagement und stärkerer Wirkung. Selbst die spärlichen Erläuterungen zu der Arbeit des «Labors» gelangen nicht darüber hinaus, einen sattsam bekannten Begriffsvorrat getreulich zu repetieren. Da spricht man denn davon, es sei darum gegangen, «ein kreatives Kollektiv zu organisieren», die Probenarbeit besteht aus einem «Prozess von Improvisation», und was schliesslich dem erwartungsvollen Publikum vorgezeigt wird, ist «ein vorläufiges Ergebnis». Man will – auch das ist keine Entdeckung des «Labors», sondern vermeint-

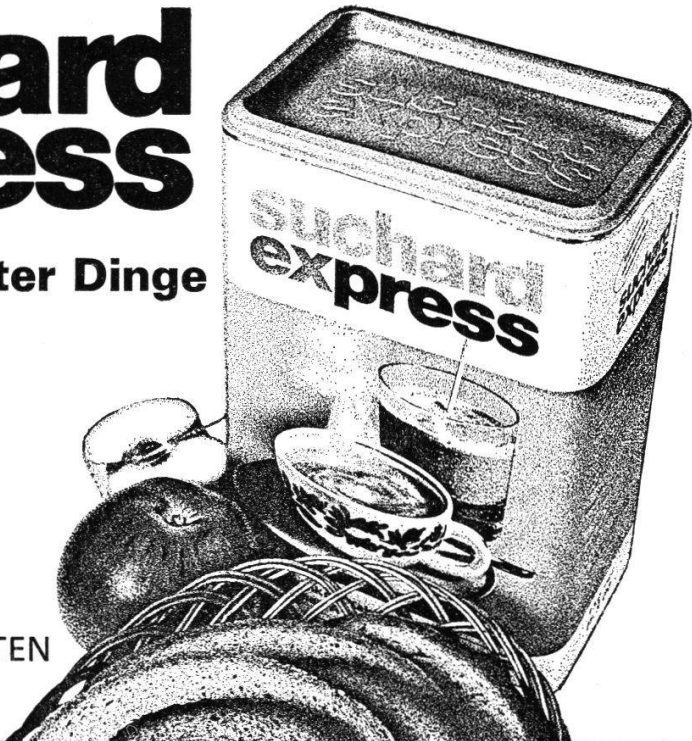
lich avantgardistischer Sprachgebrauch – «ohne Produktionszwang arbeiten». Ich frage mich, ob denn da niemand selbständig und kritisch genug ist, dieses eingespielte Ritual von Vorstellungen und Begriffen einmal wieder in Frage zu stellen. Es wäre überfällig. In Zürich müsste man zum Beispiel daran erinnern, dass von Produktionszwang allerdings zu Zeiten der Ära Rieser gesprochen werden konnte: jeden Donnerstag war Premiere, der geschäftliche Erfolg war lebenswichtig, die Arbeitsbedingungen der Schauspieler geradezu mörderisch. Dass sie dennoch beisammen blieben und ausserordentliche Wirkungen erzielten, ist offensichtlich in der ihnen allen gemeinsamen Gewissheit begründet, eine wesentliche Aufgabe für eine grössere Gemeinschaft zu haben. So

zum Beispiel sah es viel später Kurt Horwitz. Für mich ist es keine Frage, dass es auch darauf ankäme, den «kreativen Kollektiven» von heute das Bewusstsein zu geben, wesentliche Aufgaben dieser Art zu haben. Das freilich würde auch heissen, dass man nicht vor sich hin improvisiert und vorläufige Ergebnisse vorzeigt, sondern dass man das Publikum ernst nimmt als den Adressaten einer Arbeit, die im genauesten Bezug zu den Ängsten und Hoffnungen von Menschen zu stehen hat, die ins Theater gehen. Inwiefern «Ein Fräulein» nach Motiven von Strindberg und in der verwaschen-melancholischen Darbietung des «Labors» auch nur entfernt dieser Forderung entspricht, ist mir ein Rätsel geblieben.

Anton Krättli

**suchard
express**

steckt voller guter Dinge



MIT AVANTI PUNKTEN